

Claudia Heissenberg

Der alte Mann im Urwald
- und andere Geschichten aus Bolivien

Bolivien vom 15.09. - 14.12.1998,
betreut von der Konrad-Adenauer-Stiftung

Inhalt

! Mi Bolivia, mi Bolivia, mi Bolivia!	296
Wahlsonntag bei „Reineke Fuchs“	299
En Bolivia todo es posible, pero nada es seguro	300
Coca - Cocaina: heilige Pflanze - Teufelszeug	303
Bolivians wilder Osten - Ein El Dorado für Spekulanten	307
Der alte Mann im Urwald: Hans Ertl - Abenteurer, Bergsteiger, Kameramann	312
Encuentros bolivianos - Bolivianische Begegnungen	318



Claudia Heissenberg, Jahrgang 1964, aufgewachsen in Werther, Ostwestfalen. Nach dem Abitur zunächst ein sechsmonatiger Aufenthalt in Brüssel, dann sechs Monate Den Haag. Studium der Romanistik, Französisch und Spanisch und niederländischer Philologie in Köln. Während des Studiums freie Mitarbeit beim „Kölner Stadt-Anzeiger“, später auch bei den Hörfunkprogrammen des Westdeutschen Rundfunk. Seit dem Magisterexamen 1990 als freie Autorin beim WDR, HR, SWR und Deutschlandradio Berlin tätig, unterbrochen von diversen längeren (Arbeits-) Reisen nach Nepal und Lateinamerika.

„Mi Bolivia, mi Bolivia, mi Bolivia“

„Der weiße Mann hat diesem Land bisher weder Glück noch Wohlfahrt gebracht. Er hat es ausgebeutet und liegenlassen. Er hat die Kultur und die Ordnung zerstört, die hier gewachsen waren, und hat wenig dafür gegeben.“

Das schrieb Peter Haertlin 1956 unter dem Titel „Bolivien oder des weißen Mannes Pleite - im Land der ungenutzten Möglichkeiten“ in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Mehr als vierzig Jahre später hat sich daran nur wenig geändert. Noch immer zählt der Andenstaat, der mit einer Fläche von gut einer Million Quadratkilometer dreimal so groß wie Deutschland ist, zu den ärmsten Ländern Lateinamerikas. Die Schätze Boliviens - das Silber, Zinn, Kautschuk, Erdöl, Edelhölzer und Mineralien - haben immer nur wenige und fast immer nur die Weißen reich gemacht. Siebzig Prozent der acht Millionen Bolivianer gelten als arm, leben von weniger als 100 Mark im Monat, was auch in Bolivien nicht gerade viel ist. Jeder fünfte Bolivianer wird mit Entwicklungshilfegeldern durchgefüttert, jedes zehnte Kind stirbt innerhalb des ersten Jahres nach seiner Geburt, auf dem Lande sind über die Hälfte der Menschen Analphabeten.

Der Flughafen von La Paz, der höchste der Welt, liegt 4000 Meter über dem Meeresspiegel. Ich fühle mich schwindelig und recht wackelig auf den Beinen, als ich die Druckkabine des Flugzeugs verlasse. Wie alle Neuankömmlinge schnappe ich atemlos nach der dünnen, trockenen Luft, bin froh, schnell die Passkontrolle passieren und die Koffer vom ratternden Gepäckband hieven zu können. „Ich bin Adolfo, es ist mir eine Ehre, dich kennenzulernen“, begrüßt mich der Fahrer der Konrad-Adenauer-Stiftung und verbeugt sich höflich. „Leider werden wir wohl etwas länger brauchen bis zum Hotel, denn die Koka-Bauern sind seit ein paar Tagen in der Stadt und blockieren die Straßen.“ Alles wie immer, denke ich müde. Schon bei meinen zwei früheren Besuchen in La Paz gab es ständig Demonstrationen, Protestmärsche und Straßenschlachten. Einmal, vor fünf Jahren, wurde sogar für einige Wochen der Aus-

nahmestand ausgerufen, man durfte sich nicht mehr in größeren Gruppen oder nach sieben Uhr abends auf der Straße aufhalten, nur mit Sondergenehmigung feiern oder reisen. In Deutschland hatten damals nur die taz und die Frankfurter Rundschau mit einer kleinen Meldung über den Ausnahmezustand in Bolivien berichtet.

Im Schrittempo geht es durch das triste und schmutzige El Alto, jenen rasant wachsenden Armutsgürtel auf dem Altiplano, der vor einigen Jahren nur aus ein paar Hütten bestand und heute mehr als eine halbe Million Einwohner hat. Der nächtliche Regen hat die staubigen Wege in Schlammrinnen verwandelt, in den Pfützen schwimmt bunter Plastikmüll. Daneben hocken dicke Marktfrauen mit langen, schwarzen Zöpfen hinter ihren Ständen und preisen lautstark ihre Waren an: „Compra mis frutas, mamita - Kauf meine Früchte, Mamilein“ oder: „Hay galletas, galletitas ricas en dos sabores - Es gibt Kekse, köstliche Plätzchen in zwei Geschmacksrichtungen“, rufen sie in monotonem Singsang, während die Passanten eilig an ihnen vorbeilaufen. Es ist 6 Uhr morgens und ganz El Alto scheint auf den Beinen zu sein. Busse, Minibusse und Sammeltaxen verstopfen die zweispurige Asphaltstraße nach La Paz. Obwohl es seit einiger Zeit eine Kampagne gebe, die offiziellen Haltestellen zu nutzen, hielten die Busse, wo immer ein Fahrgast die Hand ausstreckte oder aussteigen wollte, stöhnt Adolfo. Ein zwar chaotisches, aber immerhin doch sehr kundenfreundliches System.

Gemächlich schweben wir die kurvige Autopista in die Stadt herunter. Die Morgensonne taucht La Paz in warmes, goldgelbes Licht. Unverputzte Backsteinhäuser kleben wie Bienenwaben an den steilen Hängen. Eine gewaltige Flutwelle hat den fast 900 Meter tiefen Talkessel am Ende der letzten Eiszeit in die Hochebene gedrückt. In den tiefer gelegenen Stadtvierteln, wo es wärmer ist und die Luft auch nicht mehr so dünn, leben die „gente bien“, die feinen Leute, Nachfahren der spanischen Eroberer und weißer Einwanderer, die bis heute die Macht im Land unter sich aufteilen. In gepflegten Gärten stehen protzige Villen, es gibt einen Golfplatz und diverse Tennisclubs, wo allein die Aufnahmegebühr 6000 Dollar beträgt - mehr als ein campesino in seinem halben Leben verdient. Weiter oben und im kalten, windigen El Alto wohnen die „gente humilde“, die Armen und Geringeren, die die Mehrheit der bolivianischen Bevölkerung stellen. Aymara-Indianer, die das karge, unwirtliche Hochland verlassen haben in der Hoffnung auf ein besseres Auskommen in der Stadt, und die Mestizen, die in Bolivien „Cholos“ heißen, Produkte der Vermischung von Spaniern und Indianerinnen.

La Paz ist eine Stadt der Gegensätze, eine zweigeteilte Stadt: Indianer, Mestizen und Weiße leben nebeneinander nach unterschiedlichen Vorstellungen und Wertmaßstäben. „Die cholita und ich - das sind zwei Welten. Wir haben nichts miteinander gemein“, sagt die Spanischlehrerin Erica. „Wir sehen anders aus, wir denken anders, wir reden anders und wir leben anders.“ Während sich die weißen Bolivianer eher mit Europa verbunden fühlen, westliche Musik hören, mit Vorliebe in italienischen französischen oder deutschen Restaurants verkehren und mit Handy und Business-Gehabe nach Kräften den „american way of life“ imitieren, halten die Mestizen an ihren

Traditionen fest. Bis heute tragen die cholas ihre polleras, einen ausladenden, knielangen Faltenrock aus diversen Schichten und glänzenden Seidenstoffen. Mit kurzen, schnellen Trippelschritten huschen sie auf den zapatillas durch die Straßen, Ballerinaschühchen, die noch aus der Zeit der Herzogin von Alba stammen genauso wie die Mantilla, das wollene Schultertuch, das mit einer großen Sicherheitsnadel vor der Brust gehalten wird. Auf dem Kopf sitzt, leicht schief, der Bowlerhut, der, als er in Europa aus der Mode kam, von der Hutfabrik Borsalino schiffeweise nach Südamerika verschickt und zur typischen Kopfbedeckung der Mestizinnen wurde.

Die cholitas sind die Herrinnen des riesigen Marktes von La Paz, der tagtäglich vom Morgengrauen bis in die späten Abendstunden im Straßengewirr oberhalb der Plaza San Francisco stattfindet. Der mercado, das ist der Bauch und die Seele von La Paz - ein Labyrinth aus engen Gassen, Hallen und Innenhöfen, wo die Marktfrauen gleichmütig hinter ihren kunstvoll aufgebauten Warenpyramiden sitzen und alles, aber wirklich alles, was man zum Leben braucht oder brauchen könnte, verkaufen: Krawatten, Kühlschränke und Computer, Kochtöpfe, Steckdosen und Büstenhalter, Heilkräuter, Potenzmittel und getrocknete Lamaföten, die als Glücksbringer in die Häuser eingemauert werden. Es gibt den mercado negro, den Schwarzmarkt mit Schmuggelwaren aus den Nachbarländern, die mit ein wenig Schmiergeld für die Zollbeamten ohne Probleme die Grenze passieren. Daneben liegt Miamicito, Klein-Miami, wo die neuesten High-Tech-Erfindungen frisch aus Hongkong zu haben sind, und der gigantische Lebensmittelmarkt, auf dem unter anderem alle 200 Kartoffelsorten des Landes angeboten werden, einschließlich der schrumpeligen, da dehydrierten tuntas und chuños, die zwar ziemlich muffig schmecken, dafür aber Ewigkeiten halten.

„Die bolivianische Ökonomie besteht vor allem aus der Schattenwirtschaft. Trauen Sie hier bloß keiner Statistik“, warnt mich die Direktorin der Konrad-Adenauer-Stiftung, Hildegard Krüger. „Die Zahlen über die Armut in Bolivien haben überhaupt keinen Wert, denn der gesamte informelle Sektor wird gar nicht erfasst. Ich kenne zum Beispiel eine chola, die jeden Tag an ihrem Kosmetikstand in der Zona Sur hockt, obwohl sie Besitzerin von zwei Hochhäusern ist.“ Der informelle Sektor - das sind die Marktfrauen und fliegenden Händler, die Autowäscher, Schuhputzer, Kaugummivverkäufer, Plastikfolieneinschweißer und sonstigen Dienstleister, die zu Tausenden die Straßen von La Paz bevölkern und in keiner offiziellen Statistik auftauchen: Die alte Frau, die ihre Personenwaage für 30 Centavos an Passanten zur Gewichtskontrolle vermietet, der junge Mann mit seiner Sockenkollektion, das Mädchen, das Papiertaschentücher verkauft. Hochhausbesitzer werden allerdings die wenigsten dieser Kleinstunternehmer; die meisten schlagen sich mehr schlecht als recht durch. Wie Juana Mamani, die mit ihrem Süßigkeitenstand am Prado mal gerade 200 Bolivianos im Monat verdient, weniger als 70 Mark. Dafür verlässt die 34jährige morgens um 6 Uhr das Haus und sitzt 15 Stunden lang in stinkenden Autoabgasen, zusammen mit ihrem jüngsten Sohn, dem dreijährigen Jose, der die meiste Zeit schlafend in einem Pappkarton verbringt. „Früher, als hier die Bushaltestelle war, habe ich besser ver-

kauft, aber jetzt läuft fast nichts mehr und das bisschen Geld, das ich einnehme, langt hinten und vorne nicht.“

Nur unwesentlich mehr verdienen die cholos, die als Hausangestellte, Köchin, Kindermädchen oder Gärtner bei den reichen Leuten arbeiten und oft mit im Haus leben. Für einige cholitas bedeutet das auch heute noch „servicio completo“; ganz selbstverständlich müssen sie dem Hausherrn oder seinen heranwachsenden Söhnen auch sexuell zu Diensten sein. „WIIILSON“, ruft meine Zimmerwirtin bestimmt ein Dutzend Mal am Tag mit schriller, durchdringender Stimme nach ihrem empleado, einem verschüchterten 15jährigen Jungen, der es kaum wagt den Blick zu heben. WIIILSON - in diesem langgezogenen, markerschütternden Ruf, der mich jedes Mal zusammenzucken lässt, schwingt die ganze jahrhundertealte Arroganz der weißen Oberschicht mit.

Wahlsonntag im “Reineke Fuchs”

Der “Reineke Fuchs” ist eine deutsche Dorfgaststätte mitten in La Paz - Treffpunkt der deutschen Gemeinde in Bolivien mit Skatrunde, Stammtisch, deutschem Bier und deutschen Spezialitäten wie Käsespätzle oder Eisbein mit Sauerkraut. Und die einzige Lokalität in der Stadt, die am 27. September ab 12 Uhr zum Wahlbrunch mit Liveberichterstattung über Satellit einlädt. In Deutschland ist es Punkt 18 Uhr und die Wahlmoderatoren der Deutschen Welle wiederholen noch einmal die Prognosen. Die Kneipe ist gut gefüllt: Die Deutsche Botschaft samt Familienanhang ist fast vollständig vertreten, genauso wie die GTZ und die deutsch-bolivianische Handelskammer. Dazwischen ein paar jugendliche Freaks Anfang 20 in Alpaka-Pullovern und dreckigen Jeans - Freiwillige, Praktikanten oder Zivildienstleistende bei diversen kirchlichen, Entwicklungshilfe- oder sonstigen Institutionen.

Die ersten Hochrechnungen. In meiner Wohngemeinschaft hatte ich mit zwei BWL'ern aus Schwaben am Vorabend noch das Wahlergebnis getippt: Zweimal Rot-Grün und einmal große Koalition, allerdings mit minimalem Abstand zwischen SPD und CDU/CSU. Um so größer ist jetzt die Überraschung. Ein Raunen geht durch den Raum, als auf den zwei Fernschirmen die Prozentbalken erscheinen: SPD 41,7 - CDU/CSU 35,1 - Bündnis 90/Die Grünen 6,8 - FDP 6,0 - PDS 5,0. Die Kameramänner der Deutschen Welle haben im Wahlgewühl schwer zu kämpfen. Meistens filmen sie aus der hintersten Ecke mit mindestens zwei fremden Mikros im Bild; manchmal ist der Redner überhaupt nicht zu sehen, verdeckt von irgendwelchen Köpfen oder Schultern. Schröder sagt: „Nach 16 Jahren ist die Ära Kohl zu Ende gegangen.“ Dann spricht der Bundeskanzler: „...ein Abend, der ja ein schwieriger Abend ist auch für mich, aber der Wähler hat entschieden.“ Ein paar Gäste kichern, der Wirt - ein gewisser Herr Reineke, sein Kompagnon heißt Fuchs - serviert zur Feier des Tages Sekt. Für die Sozialdienstleistenden gibt's nur ein Sherrygläschen voll. Vermutlich weil

sie auf das 40 Bolivianos teure Buffet verzichtet haben, denn für 13 Mark bekommt man in Bolivien sonst drei bis vier mehrgängige Mittagmenüs.

Am nächsten Morgen bringt "La Presencia" auf der ersten Seite das Bild einer bayrischen Familie in Trachtenkleidung mit der Unterschrift: „Diszipliniert schritten die Deutschen gestern zu den Wahlurnen.“ Über den neuen Bundeskanzler, Gerhard Schröder, der den Radio- und Fernsehjournalisten noch recht holprig von den Lippen kommt, wird getitelt: „Jünger als Kohl und mit weniger Komplexen.“ Der Sohn eines Arbeiters und einer Hausangestellten, die die sechs Kinder nach dem Tod ihres Mannes alleine durchbrachte, habe den Krieg nicht miterlebt und werde daher nicht „mit Blei in den Füßen“ seine Ziele verfolgen. Im Gegensatz zu Kohl strahle er Optimismus und Männlichkeit aus, sei fotogen und verstehe es, die Medien zu unterhalten.

Inzwischen, so lese ich mit der üblichen zweiwöchigen Verspätung in den deutschen Zeitungen im Goethe-Institut, ist die anfängliche Euphorie nach dem Wechsel der Ernüchterung gewichen. Und Joschka Fischer soll nur noch dreiteilige Armani-Anzüge tragen. Wird bestimmt komisch sein, vier Monate nach der Wahl zurück in Deutschland in den Nachrichten zum ersten Mal Außenminister Fischer oder Bundeskanzler Schröder zu sehen.

En Bolivia todo es posible, pero nada es seguro

„In Bolivien ist alles möglich, aber nichts ist sicher“, meint die spanische Journalistin Carmen achselzuckend, als unser Jeep in Concepcion mit einem Motorschaden den Geist aufgibt. Damit fällt die Reise in den Monteverde, einer unzugänglichen, kaum besiedelten Urwaldregion im äußersten Osten des Landes, im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser. Denn in wenigen Tagen beginnt die Regenzeit und macht die ohnehin schon abenteuerlichen Schlaglochpisten für die nächsten vier Monate unpassierbar. Alltag in einem Land, das verkehrstechnisch zu den am wenigsten erschlossenen des amerikanischen Kontinents zählt. Das bolivianische Straßennetz umfasst nicht mehr als 30.000 Kilometer, von denen nur etwa ein Fünftel asphaltiert sind. Und auch die sind nicht gerade in einwandfreiem Zustand, da tropische Regengüsse immer wieder ganze Abschnitte unterspülen und wegbrechen lassen. Durch Schlamperien beim Bau ist die Asphaltdecke oft nur fünf statt fünfzehn Zentimeter dick, weil gewiefte Bauunternehmer oder Funktionäre einen Teil des für den Straßenbau bestimmten Geldes beiseite geschafft haben. „In diesem Land wandert ein Großteil des Geldes in dunkle Kanäle“, schimpfen die Bolivianer. „Jeder ist hier käuflich und jeder hält die Hand auf.“

Ob beim Zoll, beim Finanzamt, der Baubehörde oder sonst einem Amt - ein wenig Schmiergeld beschleunigt den Vorgang ganz erheblich. Die Bolivianer stöhnen über „los tramites“, die Formalitäten, von denen es in Bolivien Unmengen zu erledigen gibt. Vor allem die niedrigen Gehälter im öffentlichen Dienst machen Bestechungsgelder zu wichtigen Nebeneinkünften für die Beamten. „Die Leute brauchen einfach Geld, und wenn sie es illegal verdienen müssen, dann tun sie es eben“, sagt Daysi Bolivar Borda, Wirtschaftsjournalistin bei

Radio Television Popular. Das fängt an beim Polizisten mit einem Monatsverdienst von 100 Mark, der für ein paar Bolivianos bei Verkehrsübertretungen gerne beide Augen zudrückt, und hört auf beim Missbrauch von staatlichen Geldern im großen Stil. Korruption ist in Bolivien allgegenwärtig.

Drei große Korruptionsskandale füllten allein im September und Oktober die Schlagzeilen: Bei der Fluggesellschaft Lloyd Aero Boliviano hatten sich Funktionäre ebenso großzügig wie unrechtmäßig aus der Sozialkasse bedient; der Generaldirektor der Zollbehörde wurde beschuldigt, gegen entsprechendes Entgelt die illegale Einfuhr von Gebrauchtwagen geduldet zu haben, und musste seinen Hut nehmen, genauso wie Gesundheitsminister Marinkovic, der Impfmittel zu überhöhten Preisen eingekauft haben soll. In jedem dieser Fälle ging es um mehrere Millionen Dollar - alles andere als „Peanuts“ also. „In Bolivien ist derjenige, der seine Macht nicht dazu missbraucht, in die eigene Tasche zu wirtschaften, ein Dummkopf“, sagt Eduardo Godoy von Canal 4, dem Fernsehsender des 1997 verstorbenen „Compadre“ Carlos Palenque, der mit seiner Partei „Conciencia de Patria“ das „Gewissen des Vaterlandes“ sein wollte. „Um richtig abzusahnen, wird man zunächst Mitglied einer Partei, investiert ein bisschen Geld in den Wahlkampf, und wenn man dann an der Macht ist, sucht man sich die lukrativsten Posten aus, zum Beispiel beim Zoll, den Finanzbehörden oder im Entwicklungshilfeministerium. Der Rest ist reine Formsache, fingierte Projekte, gefälschte Rechnungen, das geht ganz einfach.“

Aber nicht nur Politiker und Beamte, auch private Unternehmer beherrschen die Spielregeln der Korruption. „Der Zusammenbruch überdimensionierter Projekte ist in Bolivien eine ebenso häufige Erscheinung wie der betrügerische Bankrott, der für den „Unternehmer“ einen schönen Gewinn bedeutet, wenn er nur die Hälfte des Kredites investiert hat, während die andere Hälfte auf einem sicherem Bankkonto in den USA oder der Schweiz untergebracht ist“, schreiben Thomas Pampuch und Augustin Echalar in ihrem Bolivien-Buch. Bei der „Weltmeisterschaft der Korruption“ landete Bolivien in diesem Jahr zusammen mit der Ukraine auf dem 13. letzten Platz und war damit immerhin weniger korrupt als Ecuador, Venezuela, Kolumbien und Paraguay. „Das ist doch schon mal was“, freuen sich die Bolivianer und auch Regierungssprecher Mauro Betero zeigt sich zuversichtlich, dass die Korruption überwunden werden kann.

„Plan Nacional de Integridad“ heißt der Anti-Korruptionsplan des jugendlichen Vizepräsidenten Jorge „Tuto“ Quiroga, der mit 180 Millionen Dollar von der Weltbank unterstützt wird. Unter anderem will der 37jährige Politiker Formulare und Behördengänge erheblich reduzieren. Preislisten in den Amtstuben sollen vor Schmiergeldzahlungen schützen, angezeigte Korruptionsfälle konsequent verfolgt und aufgedeckt werden. Eduardo Godoy: „Auf dem Papier hören sich die Pläne der Regierung überzeugend an. In Wahrheit aber sind sie meist das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben sind, und dienen nur dazu, Entwicklungshilfegelder zu kassieren. Denn wenn wirklich mal ein Korruptionsfall ans Licht kommt, was selten genug passiert, wird er von der Regierung in der Regel geleugnet.“

Die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit zieht sich wie ein roter Faden durch die bolivianische Geschichte. Reformen, Reformen und kein Ende in Sicht - die neoliberale bolivianische Politik der letzten Jahre versucht im Hauruck-Verfahren zu ändern, was jahrhundertlang schief gelaufen ist. Vor allem Banzers Vorgänger, Gonzales Sanchez de Lozada, machte Bolivien mit seiner entschlossenen Privatisierungs- und Reformpolitik zum „Musterknaben Lateinamerikas.“ Die Inflation sank auf weniger als acht Prozent; das Wirtschaftswachstum liegt seit zehn Jahren konsequent bei etwa vier Prozent. Staatsbetriebe wie die Telefongesellschaft ENTEL, die Energieunternehmen oder die Fluggesellschaft LAB wurden an ausländische Investoren verkauft; das Erziehungs-, Renten- und Justizsystem reformiert. Seit 1995 werden 20 Prozent der Steuer- und Zolleinnahmen entsprechend der Einwohnerzahl an die Gemeinden verteilt, die seitdem eigenständig bestimmen können, wofür sie die Gelder verwenden. Der plötzliche Reichtum überfordert jedoch viele Bürgermeister auf dem Lande, die oft weder lesen noch rechnen können. Nicht selten landet ein Großteil der Gemeindegasse bei windigen Beratern.

Der Neoliberale Sanchez de Lozada, kurz Goni genannt, der lange Jahre in den USA gelebt hatte und als Minenbesitzer in Bolivien ein Vermögen machte, musste seinen Reformeifer schließlich büßen. Sein ehrgeiziges Modernisierungsprojekt, vom Ausland bejubelt, aber von den eigenen Landsleuten nur wenig geschätzt, kostete ihn Laufe seiner Amtszeit immer mehr Popularität. „Eine der Schwächen der Goni-Regierung war, die durchaus guten Reformen am Volk vorbei geplant und durchgeführt zu haben. Es fehlte an Information und an Akzeptanz“, kritisiert Roland Steurer, Direktor der GTZ in La Paz. Demonstrationen und Protestmärsche waren an der Tagesordnung: Die Lehrer wehrten sich gegen die Erziehungsreform, die Pensionäre gegen die Rentenreform, die Anwälte gegen die Justizreform und alle gegen die Privatisierungen. Die Opposition warf Sanchez de Lozada autoritäres Gehabe vor, die Leute spotteten über seinen amerikanischen Akzent. Mit der Privatisierung der Staatsbetriebe habe er den Reichtum des Landes an ausländische Kapitalisten verschachert und die Souveränität Boliviens untergraben, hieß es. Besonders schmerzlich für die Bolivianer war der Verkauf der Eisenbahngesellschaft an den Erzfeind Chile. „Die einfachen Leute auf der Straße sehen nicht die Vorteile der Reformen, sie sehen nur, dass die Preise steigen und es ihnen immer noch nicht besser geht. Die freie Marktwirtschaft und die Privatisierungen haben die Situation für die Armen und auch für die Mittelschicht noch verschlimmert“, sagt Eduardo Godoy.

Am 1. Oktober läuft in La Paz so gut wie gar nichts - abgesehen von den Fußgängern, die über den Prado flanieren. Die Gewerkschaften hatten zum Generalstreik gegen die steigenden Steuern und Energiepreise aufgerufen und vor allem die Cholos blockieren mit Sonnenschirmen, Steinen und Bretterbarrikaden die Innenstadt. Böllerschüsse hallen durch die Straßenschluchten; eine Gruppe Cholitas stürzt sich mit lautem Gezeter auf einen menschenüberladenen Minibus, der die Sperre durchbrechen will, aber

schließlich aufgibt. „Sie haben uns die Preise für Wasser und Licht erhöht, fast auf das Doppelte, die Gebühren für die Müllabfuhr sind gestiegen und die Wasserpreise auch“, schreit eine alte Frau aufgebracht. „Wir sitzen von morgens früh bis spät in der Nacht auf der Straße und verdienen fast nichts. Wie sollen wir denn unsere Kinder durchbringen?“

Die Zeitungen berichten, auch in den nächsten Jahren müssten die Bolivianer den Gürtel enger schnallen. Die Asienkrise - Japan ist einer der wichtigsten Handelspartner Boliviens - hinterlässt ihre Spuren. Nach Aussage der Weltbank wird Lateinamerika 1999 die schlimmste Rezession seit den 80er Jahren erleben. „Die Unzufriedenheit der Leute wächst, vor allem weil sie merken, dass sich auf parlamentarischem Weg nichts ändert“, sagt der Fernsehjournalist. „Bolivien ist ein Pulverfass, das eines Tages explodieren kann.“

Coca - Cocaina: heilige Pflanze - Teufelszeug

In der Zentrale des Dachgewerkschaftsverbandes Central Obrera Boliviana herrscht Hochbetrieb. Dutzende von Journalisten bevölkern das enge Treppenhaus und die Büros. „Huelga de hambre en defensa de la vida“, verkündet ein Plakat an der Wand. „Hungerstreik für das Leben.“ Vier Wochen waren rund 300 Cocabauern aus dem Chapare unterwegs, bevor ihr Protestmarsch vor 14 Tagen den Regierungssitz La Paz erreichte. Seitdem legen sie fast täglich mit Sitzblockaden für mehrere Stunden den Verkehr in der Innenstadt lahm. Knapp 30 von ihnen sind im Hungerstreik, darunter auch ihr Anführer Evo Morales, der bei den letzten Wahlen im Sommer 1997 mit der höchsten Stimmenzahl landesweit ein Direktmandat im Parlament ergatterte. In dem zum Schlafsaal umfunktionierten Raum riecht es säuerlich nach tagealtem Schweiß, die Luft ist zum Schneiden. Die Cocaleros, Männer und Frauen, hocken oder liegen auf speckigen Matratzen; die meisten kauen dickbackig auf einem Kokaballen.

Die lorbeerartigen Blätter des Kokastrauches wurden in Bolivien von den Aymara- und Quechua-Indianern schon lange vor der Ankunft der spanischen Eroberer genutzt. Der Chronist Cieza de Leon notierte verwundert, „dass sie kaum Hunger fühlen, aber großen Mut und Kraft haben.“ Traditionell gilt Koka in Bolivien als heilige Pflanze der Inkas - ein Stärkungsmittel, das Hunger und Müdigkeit vertreibt und die Nerven beruhigt. Noch heute wird Neuankömmlingen im 3600 Meter hoch gelegenen La Paz Koka-tee als Mittel gegen Höhenkrankheit serviert. Gemeinsames Koka-Kauen erfüllt bei den Indianern eine ähnliche soziale Funktion wie in Deutschland der Stammtisch, mit dem Unterschied, dass Koka nicht berauscht. Helfen soll die Pflanze auch bei Zahn- und Kopfschmerzen, Magen- und Darmerkrankungen und Erkältungen. Bei wichtigen Entscheidungen oder Problemen in der Familie konsultieren die Indianer einen Wahrsager, der im Koka-Orakel nach Lösungen sucht. Dafür wirft der yatiri eine Handvoll Koka-Blätter auf ein Tuch und deutet sie nach ihrer Form, Farbe und Anordnung.

„Coca o muerte - Koka oder Tod“, rufen die Cocaleros. „Abajo con el imperialismo de los yankees - Nieder mit dem Imperialismus der Yankees.“ Um Evo Morales bildet sich eine Traube von Journalisten, die ihm ihre Mikros vor's Gesicht halten. Der 38jährige Bauernsohn versteht es geschickt, mit polemischen Parolen seine Anhänger hinter sich zu scharen: „Müssen die Farmer in den USA ihren Tabak vernichten, weil Menschen süchtig nach Zigaretten sind und an Lungenkrebs sterben?“ Nein, antworten die Cocaleros im Chor. „Müssen die europäischen Bauern ihre Rebstöcke oder den Weizen verbrennen, nur weil daraus Wein und Schnaps gemacht wird, der Menschen zu Alkoholikern macht?“ Nein, rufen die Cocaleros und Morales fährt fort: „Unsere Geduld ist zu Ende. Wir werden solange weiterkämpfen, bis die Regierung unsere Forderungen erfüllt. Die Entmilitarisierung des Chapare und Unterstützung für ein menschenwürdiges Leben.“

Seit 1988 unterscheidet in Bolivien das „Gesetz 1008“ zwischen legaler und illegaler Koka. Das alkaloidarme Yungas-Koka, das sich gut zum Kauen, aber schlecht zur Kokainherstellung eignet, ist legal und die 12000 Hektar Anbaufläche decken fast den gesamten Inlandbedarf. Das Chapare-Koka aus der Region um Cochabamba, zum Kauen zu bitter, aber dafür reich am Alkaloid Kokain, ist illegal und hatte zu 95 Prozent von Anfang an nur einen Abnehmer: Die internationale Drogenmafia. Neben Kolumbien und Peru ist Bolivien heute der drittgrößte Kokain-Produzent. Viele der Koka-Bauern im Chapare sind ehemalige Minenarbeiter, die sich auf der Flucht vor der Armut im Hochland in der tropischen, regenreichen Region am Rande der Anden ansiedelten. Mit dem Zinncrash an der Londoner Börse Mitte der 80er Jahre wurden auf einen Schlag 23.000 Bergarbeiter auf die Straße gesetzt und standen vor dem Nichts. Der Koka-Anbau im Chapare, damals von der Regierung akzeptiert, bot ihnen wenigstens eine Chance zum Überleben. Das große Geld haben sie mit dem Koka nicht gemacht. Dafür macht es sie heute zu Geächteten, denn auf Druck der USA stellt die bolivianische Regierung ihnen nach.

Das amerikanische Druckmittel heißt „decertificacion“ und bedeutet das Einfrieren sämtlicher Wirtschaftshilfen und internationaler Kredite. Jedes Jahr entscheidet der US-Kongress, welche Länder das Versetzungszeugnis erhalten und welche nicht. Bolivien wurde wie üblich noch einmal gnädig verschont, obwohl die Auflage, 7000 Hektar Koka-Pflanzungen zu vernichten, im letzten Jahr wieder nicht erfüllt wurde. Zwar hatte die bolivianische Drogenpolizei UMOPAR weisungsgemäß 7500 Hektar Koka gerodet, dafür seien an anderen Stellen, tiefer im Urwald, 7200 Hektar mit neuen Sträuchern bepflanzt worden. Das behaupten zumindest die Experten der DEA (Drug Enforcement Administration), die seit den 80er Jahren weltweit die Drogenproduktion überwachen. Eine Geheimpolizei, noch undurchsichtiger als der CIA, die nach eigenen Gesetzen in ganz Lateinamerika kommt und geht. DEA-Fahnder planen die Feldzüge gegen die Koka-Bauern und schulen die bolivianische Elitetruppe UMOPAR, die die Kokafelder und Kokainküchen im Urwald zerstören. Alle Vierteljahre wird die aufgespürte Kokainpaste und das beschlagnahmte Kokain medienwirksam im Hauptquartier der Polizei verbrannt und Millionen von Dollar lösen sich in Rauch und Gestank auf.

Das gesamte Gebiet des Chapare, immerhin so groß wie Hessen, ist schon seit Jahren Sperrzone und an den Ausfallstraßen gesichert wie früher die Grenze zur DDR. UMOPAR-Soldaten, Leoparden genannt, durchsuchen jedes Fahrzeug und stechen mit langen Nadeln in Gepäckstücke auf der Suche nach dem weißen Pulver oder der braunen Kokapasta. 120 Millionen Dollar haben die USA in den letzten acht Jahren an den bolivianischen Staat gezahlt, für den Bau von Straßen, Schulen, Gesundheitsposten und zur Förderung alternativer Landwirtschaftsprodukte wie Ananas, Mango oder Zitrusfrüchte. Doch die Böden im Chapare sind schlecht, der Anbau ist mühselig und der Verkauf alles andere als einträglich. Es gibt keinen Markt für alternative Produkte und keine Vertriebswege, um sie in die Nachbarländer zu exportieren. 80 Millionen Dollar - 2500 pro freiwillig vernichtetem Hektar - flossen direkt an die cocaleros, sofern sie nicht in den Taschen der Funktionäre hängenblieben. Aber viele Bauern kassierten die Prämien und fingen dschungeleinwärts neu an. Denn keine andere Pflanze ist so genügsam und rentabel wie Koka, das bis zu viermal im Jahr geerntet werden kann.

Zwischen 50.000 und 70.000 Bauern und ihre Familien leben im Chapare vom Geschäft mit den Kokablättern, die in 10.000 mobilen Dschungellabors zu Kokapaste verarbeitet werden. Für 500 Kilo Kokablätter bekommt ein Bauer rund 1000 Dollar. Das ergibt 2,5 Kilo Kokapaste, die zu einem Kilo reinem Kokain-Pulver raffiniert und in Santa Cruz für mehr als 10.000 Dollar verkauft wird. In die USA oder nach Europa geschmuggelt, wird das Kokain mit Milchpulver oder Traubenzucker gestreckt und im Straßenverkauf für eine halbe Million Dollar an den Endverbraucher gebracht. Ein lukratives Geschäft mit enormen Gewinnspannen, in dem auch nicht wenige bolivianische Politiker und Unternehmer ihre Finger haben. Allerdings nicht mehr so offensichtlich wie zu den Zeiten des Diktators Luis Garcia Meza Anfang der 80er Jahre, als Kokain wie Mehl und Zucker auf dem Markt angeboten wurde. Damals waren auch die USA noch nicht so kleinlich wie heute. Die CIA zum Beispiel nutzte das „weiße Gold“ aus Bolivien, hergestellt in eigenen Drogenlabors, zur Finanzierung geheimer Operationen, wie die der Contras in Nicaragua.

Bis heute ist das Kokain neben internationaler Wirtschaftshilfe die wichtigste Devisenquelle Boliviens. In einem Land, in dem ein Polizist nicht mehr als 100 Mark im Monat verdient, ist es nicht allzu schwer, sich Komplizen zu kaufen. „Wer da nicht mitspielt, ist dumm und wird auch wie ein Dummkopf behandelt“, sagt der Journalist Eduardo Godoy und erzählt die Geschichte eines befreundeten Polizisten, der in den Chapare versetzt wurde. Noch am selben Abend bekam er die Schlüssel für einen teuren Wagen überreicht mit der Aufforderung, sich bei Polizeiaktionen zurückzuhalten. „Mein Freund lehnte ab und beschlagnahmte kurz darauf ein Flugzeug mit 20 Kilo Kokain und 20.000 Dollar. Der Drogenhändler schlug ihm seelenruhig vor, das Geld zu nehmen und ihn dafür mit den Drogen laufen zu lassen.“ Doch der rechtschaffene Polizist verhaftete den Mann, der ihm schon am nächsten Tag fröhlich auf der Plaza zuwinkte. Der Polizeichef hatte der Verlockung des Geldes nicht widerstehen können und den Handel akzeptiert. „Mein Freund

wurde nach dieser Geschichte von sämtlichen Kollegen geschnitten und arbeitet heute bei der Feuerwehr.“

Nun aber soll dem narcotrafico ein für alle Male der Garaus gemacht werden. Oder besser gesagt zum vierten Mal, denn schon 1971, 1985 und 1988 hatte die Regierung den Bauern angedroht, den Koka-Anbau zu verbieten. Hugo Banzer jedenfalls, Ex-Diktator des Landes und seit August 1997 demokratisch gewählter Präsident, gab bei seinem Amtsantritt die Losung aus: „Null Koka - Null Kokain!“ Bis zum Jahr 2002, so versprach er den USA, sei der gesamte illegale Kokaanbau in Bolivien beseitigt. Eduardo Godoy hält das für leeres Gerede, das einzig und allein dazu dient, weiterhin Entwicklungshilfegelder zu kassieren. Bisher habe jede Regierung immer nur einen Teil der Drogenhändler verfolgt und gleichzeitig andere weiterhin unbehelligt ihre illegalen Geschäfte betreiben lassen. „Es ist schließlich ein offenes Geheimnis, dass die Narcos einen grossen Teil des Wahlkampfes finanzieren, und die richtig großen Fische werden eh nie erwischt. Die Sündenböcke im Kampf gegen das Kokain sind die Bauern und kleinen Transporteure.“

„Plan Dignidad“ - „Plan der Würde“ nennt sich das neue Programm der Regierung, das unter anderem vorsieht, die Entschädigungszahlung von 2500 Dollar nicht mehr an die Bauern direkt, sondern an die Kommunen zu zahlen. Seit April 1998 ist allerdings kaum ein Dollar bei den Gemeinden angekommen. Dafür kamen die Soldaten. 3000 Mann sind zusätzlich zu den 450 UMOPAR-Leoparden im Urwald aufmarschiert zur erradicacion forzosa, der Zwangsrodung der Kokapflanzen. „Sie vernichten aber nicht nur unsere Koka, sondern auch alle anderen Pflanzen, Bananen, Yucca, einfach alles“, klagt Leonilda Zurita Vargas. „Wir leben im Chapare in einem ständigen Ausnahmezustand, wie in einer Diktatur, unsere Kinder sind traumatisiert von den ständigen Konfrontationen mit der Polizei und den Soldaten.“ Polizeigewalt ist im Chapare an der Tagesordnung. Manchmal dringen die Soldaten in die Häuser ein, vergewaltigen Frauen und Mädchen und zerstören das gesamte Hab und Gut. Mitte April kam es in Villa Porvenir, der „Stadt der Zukunft“, und anderen Dörfern zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Kokabauern und Militärs. Die Cocaleros blockierten die Straßen und stellten sich den bewaffneten Soldaten mit Knüppeln und Macheten entgegen.

„Wir standen uns direkt gegenüber und ein paar Männer wollten mit den Soldaten diskutieren. Lasst uns reden und eine Lösung finden, compañeros, sagten sie, wir sind doch alle Bolivianer. Aber die Soldaten legten ihre Gewehre an und schossen. Zwei Kugeln, eine in der Brust und eine in der Schulter, trafen meinen Mann. Er war sofort tot“, berichtet Epifania Mamani, Witwe von Alberto Coca, den Journalisten unter Tränen und zeigt Fotos von ihrem blutüberströmten, toten Mann. Zusammen mit zehn weiteren Witwen und den cocaleros ist sie nach La Paz marschiert um von der Regierung eine Entschädigung zu verlangen. Doch die Justizministerin Ana Maria Cortes weist jegliche Ansprüche weit von sich, schließlich hätten die Kokabauern die Zwangsrodung behindert. „Die Soldaten hatten strikten Befehl keine Gewalttaten zu begehen, aber sie trafen auf eine aufgehetzte Menge, die sie angriff. Zwei der Polizisten wurden brutal mit Macheten zerhackt, es war wie ein

Krieg.“ Von den dreizehn Cocaleros, die durch die Kugeln der Soldaten starben oder Rauchvergiftungen erlitten, spricht die Justizministerin nur ungerne. Die Angelegenheit sei der Distriktverwaltung von Cochabamba übergeben worden, die den Fall überprüfen und die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen soll. „Den bolivianischen Staat trifft keine Schuld, und deshalb werden wir auch keine Entschädigung zahlen“, sagt Ana Maria Cortes, während sie nervös mit ihrer goldenen Halskette spielt.

Es war nicht der erste blutige Bauernkrieg im Chapare und es wird vermutlich auch nicht der letzte gewesen sein. Nach drei Wochen beenden die Cocaleros ihren Hungerstreik und die Sitzblockaden in La Paz, ohne dass ihre Forderungen erfüllt worden wären. Das einzige, was sie erreicht haben, ist die Zahlung von 800 Dollar für jeden freiwillig gerodeten Hektar innerhalb der nächsten zwei Monate. Der Aufstand der Cocaleros ist ein Ritual, das sich Jahr für Jahr wiederholt. Ein abgekartetes Spiel, bei dem letztendlich jeder gewinnt, meint ein deutscher Experte, der nicht namentlich genannt werden will. Die USA gewinnt, weil es für sie immer noch billiger ist, ihr heimisches Drogenproblem in den Produzentenländern zu bekämpfen, Bolivien, weil es für den Kampf gegen das Koka satte Unterstützung erhält, und auch die Bauern profitieren, denn der Chapare zählt zu den am besten geförderten Regionen des Landes. „Bolivien muss den USA versprechen, den Drogenhandel zu unterbinden, damit ihnen der Geldhahn nicht zugekehrt wird, und die USA müssen das verlangen, weil so die politische Linie im Land ist. Im Prinzip könnte man sich das Ganze auch sparen und das Kokain in die freie Marktwirtschaft integrieren, aber das will eben keiner.“

So werden die Bauern weiter Koka pflanzen und ernten, denn für sie gibt es wenig Alternativen. Ananas, Orangen und Bananen bedeuten Hunger - Koka bedeutet zumindest ein Auskommen. So will es der Weltmarkt. Und solange Menschen in den USA und Europa sich das weiße Pulver durch die Nase ziehen, solange werden die Kokainküchen den Stoff produzieren. Egal, ob im Chapare oder anderswo.

Bolivians wilder Osten - ein El Dorado für Spekulanten

Bolivien - das ist für Europäer gemeinhin das Land des Altiplano, jener kargen, von schneebedeckten Bergen gesäumten Hochebene in den Anden, wo „Indios“ mit bunten Wollmützen und Ponchos Lamas hüten und auf der Panflöte „El condor pasa“ spielen. Dabei liegt der weitaus größere Teil des Andenstaates im schwül-heißen Amazonastiefland. Die Departements Cochabamba, Santa Cruz, Beni und Pando bilden den ‘Oriente’, bis vor wenigen Jahrzehnten eine vergessene Region, für die sich kaum jemand im fernen La Paz interessierte. Eine unwirtliche Gegend aus immergrünem, undurchdringbarem tropischen Regenwald, durchzogen vom braunen Wasser zahlloser Urwaldflüsse und den trockenen Dornenbuschsavannen des Chaco, wo sich 1932, im Krieg gegen Paraguay, tausende bolivianischer Soldaten verirrt und elend verdursteten. In den Wäldern und Steppen leben noch immer

Affen, Ameisenbären, Gürteltiere und Schlangen, Tukane, Tapire und ein paar vereinzelt Jaguare. Doch seit dem Bau der Straße La Paz-Cochabamba-Santa Cruz 1954, einer der wenigen asphaltierten Verkehrsachsen des Landes, ist es mit der Ruhe im Oriente vorbei.

Die Boomtown Santa Cruz de la Sierra hat sich in weniger als fünfzig Jahren zur modernsten Stadt Boliviens und der am schnellsten wachsenden Lateinamerikas entwickelt. Die Zahl der Cruceños ist von rund 50.000 vor etwa 40 Jahren auf eine Million angewachsen und ein Ende des Wachstums ist nicht in Sicht. Die Geschäfte haben das einst verschlafene Nest zu einer kleinen Metropole gemacht, die La Paz langsam aber sicher den Rang ablauft. Für den rasanten Aufschwung im Osten sorgten Viehzucht, Soja, Erdgas, Tropenhölzer und nicht zuletzt das Kokain. Jetzt soll Santa Cruz, auf halbem Weg zwischen Atlantik und Pazifik gelegen, zum Hauptumschlagsplatz Südamerikas werden, zum Knotenpunkt zwischen dem alten Bolivien und der neuen globalen Wirtschaftswelt, zur Drehscheibe zwischen dem Andenpakt (Bolivien, Peru, Kolumbien, Venezuela) und Mercosur (Brasilien, Argentinien, Paraguay, Uruguay). Glaspaläste, Einkaufszentren und Fast-Food-Restaurants schießen aus dem Boden, breite Ausfallstraßen zerschneiden die flache Landschaft, der internationale Flughafen, einst weit vor der Stadt gebaut, rückt immer näher. Die Stadt ist wohlhabend und stellt ihren Reichtum zur Schau. Im Zentrum locken die Schaufenster der Juweliere, Modeboutiquen und Sonnenbrillenläden mit Markennamen und Luxusartikeln.

Verschiedene Einwanderungswellen haben das Bild der Stadt und Umgebung verändert: Hochlandindianer, Mennoniten aus Paraguay, Brasilianer, Japaner und Europäer - sie alle kamen und suchten Glück und Reichtum im wilden Osten Boliviens, wo das Land noch bis vor ein paar Jahren umsonst war. Wer Grund und Boden erwerben wollte, musste lediglich die Formalitäten und einen Landvermesser bezahlen und konnte dann soviel Land abstecken, wie er wollte. Ob zwanzig-, dreißig- oder fünfzigtausend Hektar, spielte keine Rolle. Hauptsache, der neue Besitzer versah sein Grundstück mit einem umlaufenden Pfad und Begrenzungspfählen.

„Bolivien ist so arm, weil es so reich ist“, behauptet Bernhard Fischermann, ein Bonner Völkerkundler, der seit vielen Jahren in Santa Cruz lebt und den Ausverkauf des Landes kritisch verfolgt. „Bolivien ist reich an Bodenschätzen und Landflächen, die skrupellose Geschäftemacher ausbeuten ohne einen Pfennig zu investieren.“ Zum Beispiel die Edelhölzer: Trotz Verbots schlagen Holzunternehmen, zum Teil mit gefälschten Konzessionen, seit Jahren die wertvollen Tropenbäume, transportieren sie stämmeweise zur nahen brasilianischen Grenze, von wo aus sie nach Japan exportiert werden. Offizielle Kontrollen werden mit Schmiergeldern umgangen. „Alles läuft hier auf illegalem Wege in illegale Kanäle. Profitieren tun einige wenige“, sagt Fischermann.

Bis heute ist der dünnbesiedelte Oriente eine Art recht- und gesetzeslose Zone - ein Paradies für Abenteurer, Glückssucher und Spekulanten. Außer Reichweite von Justiz und Verwaltung haben sie ein leichtes Spiel. Wer Geld und Macht hat, den interessieren die Gesetze wenig. Die Leidtragenden sind die

Indianer. Wie die Ayoreo, die erst vor 50 Jahren von „der Zivilisation entdeckt“ wurden und heute meist als Bettler, Prostituierte, Schuhputzer oder Tagelöhner ein tristes Dasein in Santa Cruz fristen. Für den bolivianischen Staat ist das Amazonas-Tiefeland vor allem aus wirtschaftlichen Gründen interessant, die Indianer gelten als Hindernis beim Fortschritt, an dem sie höchstens als billige Arbeitskräfte teilhaben.

Gegenwärtig leben noch etwa 32 verschiedene indianische Völker im Osten Boliviens, rund 200.000 Menschen, deren Geschichte geprägt ist von Ausrottung, Ausbeutung und Unterdrückung. Zuerst kamen ab Mitte des 16. Jahrhunderts die spanischen Konquistadoren auf der Suche nach der sagenhaften Goldstadt El Dorado. Die Indianer, die sich ihnen mit Pfeil und Bogen widersetzen, wurden gnadenlos niedergemetzelt, andere starben durch eingeschleppte Krankheiten wie Masern oder Grippe. Den Soldaten folgten die Siedler, die als Belohnung für die Kolonisierung des Landes das Recht erhielten, die dort lebenden Indianer zur Arbeit zu verpflichten. Dieses als „encomienda“ bezeichnete System, in dem die Indianer den Status freier Personen genießen sollten, bedeutete in Wirklichkeit für die meisten lebenslange Sklavenarbeit auf den Estancias oder in den Silberminen von Potosí.

Die Jesuiten, die ab 1689 Missionsdörfer im Beni und der Chiquitania, dem Hinterland von Santa Cruz, gründeten, boten den Indianern immerhin einen gewissen Schutz vor Verfolgung und Zwangsarbeit. Die Missionare aus der Schweiz und Deutschland erlernten sogar ihre Sprachen, allerdings nur um „die nackten Wilden“ nach ihren Regeln, Normen und Werten zu erziehen und zum rechten, also katholischen, Glauben zu bekehren. Aus Jägern und Sammlern machten sie sesshafte Ackerbauern, die gemeinschaftliche, solidarische und demokratische Lebensweise der Indianer wurde durch hierarchische Strukturen ersetzt. „Die Kolonisten und Missionare haben uns unserer Identität und Autorität beraubt. Sie haben uns unsere Traditionen, unser Wissen und unsere Religion genommen und jetzt nehmen sie uns auch noch unser Land“, schimpft Vicente Pessoa, der als Abgeordneter mit Direktmandat im Stadtrat von Santa Cruz auf einsamen Posten für die Rechte der Indianer kämpft. „Später haben wir zwar dabei geholfen, die Spanier aus dem Land zu vertreiben, aber für uns änderte sich nichts.“

Auch nach der Unabhängigkeit Boliviens, 1825, bildeten die kostenlosen Arbeitsdienste der Indianer weiterhin die wichtigste Einnahmequelle von Staat und Privatunternehmern. Bis heute waren und sind die Tieflandvölker immer wieder Opfer wirtschaftlicher Booms, ein Volk von Vassallen und die Verlierer in einem Land, in dem der Stärkere gewinnt. Als „tiempo de la esclavitud“ - „die Zeit der Sklaverei“ - bezeichnen die Indianer die Kautschukzeit, die um 1860 beginnt. Ganze Dörfer werden in den folgenden Jahrzehnten ausgerottet, Zehntausende von Indianern zwangsrekrutiert und zur Gummigerinnung in die nördlichen Tieflandregionen verschleppt. „Wie Vieh wurden sie in das Kautschukgebiet getrieben, ob sie nun wollten oder nicht“, sagt Pessoa, dessen Großeltern die Kautschukzeit noch am eigenen Leibe erfahren haben. „Wenn sie nicht genug Gummi aus den Bäumen zapften, wurden sie als Faulpelze vor versammelter Mannschaft ausgepeitscht. Wer versuchte zu

fliehen und wieder eingefangen wurde, was meistens der Fall war, dem ritzte der Aufseher mit einem Messer die Fußsohlen auf und streute Salz in die Wunden.“ Für die Indianer, klagt der Abgeordnete, habe es noch nie Gerechtigkeit gegeben, sie mussten die Erniedrungen und Folterungen aushalten, denn wer es wagte, seine Stimme zu erheben, wurde bestraft oder getötet.

Mit der Revolution von 1952 wurde zwar allen bolivianischen Staatsbürgern formal die Gleichberechtigung zuerkannt und die abwertende Bezeichnung „indio“ durch „campesino“, also „Bauer“ ersetzt, aber bis heute sind viele Tieflandindianer der Obhut ihres „patrón“ ausgeliefert. „Auf dem Land existiert und funktioniert zum Beispiel immer noch die Schuldklaverei. Bei der Anwerbung hält der Patrón dem Indianer als Vorschuss ein Bündel Geld unter die Nase, das der natürlich sofort verprasst. Der Patrón ist dann gerne bereit weiter anzuschreiben, immer soviel, dass der Indianer seine Schulden nie begleichen kann“, erklärt Bernhard Fischermann das System. An den Machtverhältnissen im Oriente hat sich nichts geändert. Wie eh und je bestimmt in den abgelegenen Dörfern eine kleine Oberschicht aus Weißen und Mestizen über das Schicksal der indianischen Mehrheit.

Die meisten Indianer leben außerhalb der Dörfer in kleinen Comunidades, oft nicht mehr als zwei, drei Hütten ohne Strom und fließend Wasser auf einem gerodeten Stück Urwald. Das Leben ist einfach und wird bestimmt von Aussaat und Ernte auf den weit versprengten Feldern. Denn die Böden der tropischen Wälder sind weit weniger fruchtbar, als es den Anschein hat. Das komplexe Öko-System aus Pilzen, Parasiten und Kleinpflanzen, das den Urwald üppig wuchern lässt, wird durch die Brandrodung zerstört. Bereits nach wenigen Ernten ist die Erde ausgelaugt und braucht 15 Jahre um sich zu erholen. Das Tempo der Versteppung und Erosion steigert sich. In atemberaubender Geschwindigkeit fressen sich die Monokulturen der Großgrundbesitzer in den Dschungel und schränken den Lebensraum der Ureinwohner immer weiter ein. „Für uns war und ist der Wald unser Supermarkt. Dort finden wir Nahrung und Wasser, aber durch die Gier der Großgrundbesitzer wird der Supermarkt immer kleiner und es wird immer schwerer, Wild, Früchte oder gutes Trinkwasser zu finden“, sagt Vicente Pessoa. „Die Weißen haben sich das beste Land genommen und uns bleibt nur das schlechteste. Heute müssen wir alles mühsam anbauen und kultivieren. Wenn wir Fleisch essen wollen, müssen wir Vieh züchten, wenn wir Früchte essen wollen, müssen wir sie anpflanzen.“

„Für Land und Würde“ lautete das Motto, unter dem im Spätsommer 1990 mehr als 1000 Tieflandindianer von Trinidad aus ins 650 Kilometer entfernte La Paz marschierten. Sie protestierten damit gegen die Holzfirmen, Viehzüchter und Privatunternehmer, die in ihre Siedlungsgebiete eindringen, Wälder und Böden zerstören und die Flüsse verseuchen. Sie forderten von der Regierung die Anerkennung ihrer Territorien und die Kontrolle über Waldbestände und Bodenschätze. Damit stießen sie jedoch auf erhebliche Widerstände bei den politischen und wirtschaftlichen Machthabern im Land, die den Indianerorganisationen vorwarfen, der Entwicklung Boliviens im

Wege zu stehen. Vicente Pessoa: „Wir sind nicht gegen den Fortschritt oder moderne Technologien, im Gegenteil: Wir möchten gerne daran teilhaben und davon profitieren. Aber wenn Fortschritt bedeutet, dass unsere Flüsse vergiftet, unsere Bodenschätze geraubt und unser Land verwüstet wird, dann ist es keine gute Entwicklung.“

Erst die reformfreundige Regierung unter Gonzales Sánchez de Lozada versuchte mit dem INRA-Gesetz, das 1996 verabschiedet wurde, die Landfrage im Oriente zu klären. Bereits 1994 wurde die Agrarbehörde geschlossen und das gesamte Gebiet immobilisiert, das heißt, es durfte kein Land mehr gekauft oder verkauft werden. Um Spekulationen zu verhindern sollten Besitztitel erworben und Steuern auf Landbesitz erhoben werden. Außerdem sollten Großgrundbesitzer, die ihre Ländereien über Jahre hinweg brach liegen lassen, enteignet werden. Erstmals bezog eine bolivianische Regierung auch die Indianerorganisationen mit ein, die einige ihrer Forderungen in die Gesetzgebung einbringen konnten. So sollten 16 Gebiete als „Tierra comunitaria de origen“ (ursprüngliches Gemeinschaftsland) den verschiedenen indianischen Völkern zugesprochen werden. „Die Reformer der letzten Regierung haben noch versucht, rechtzeitig vor den Wahlen, die indianischen Gemeinden festzuschreiben, scheiterten aber am Widerstand der Großgrundbesitzer in der eigenen Partei“, erinnert sich Bernhard Fischermann.

So lässt die Verwirklichung der Zusagen bis heute auf sich warten, und wie „effektiv“ das INRA-Gesetz in Wirklichkeit ist, zeigt sich am Beispiel Monteverde, ein bis vor kurzem nahezu unbesiedeltes Gebiet von etwas mehr als einer Million Hektar, das die Chiquitano-Indianer beanspruchen. „Das erscheint einigen Entscheidungsträgern zuviel. Aber wir sind immerhin fast 70.000 Chiquitanos, das wären also keine 50 Hektar pro Familie“, ärgert sich Vicente Pessoa und fügt sarkastisch hinzu: „Viel wäre das, was uns früher gehörte, nämlich alles.“ Mittlerweile gibt es eine Menge neuer Grundbesitzer im Monteverde, die sich mit Bestechungsgeldern und gefälschten Papieren Land angeeignet haben, darunter auch der jetzige Präsident Boliviens, Hugo Banzer, und der ehemalige Präfekt von Santa Cruz. Andere schlagen, ebenfalls illegal, die Edelhölzer im Monteverde, und wenn die Indianer sich ihnen in den Weg stellen, schicken sie ihre „matones“, Auftragskiller, die schon für 50 Dollar Menschen töten. „Die Weißen und Mestizen können oder wollen einfach nicht verstehen, wie die Regierung das Land den Indianern geben kann“, sagt Bernhard Fischermann. „Deshalb reißen sie sich soviel wie möglich unter den Nagel, bevor es eines Tages zu spät ist.“

Das kann allerdings noch dauern, denn die derzeitige Regierung scheint kein besonders großes Interesse daran zu haben, die Besitzverhältnisse im wilden Osten zu klären. Es scheint ein Kampf gegen Windmühlen, der Kampf der Indianer gegen jahrhundertlange Unterdrückung und Ausbeutung. Bislang beschreiten sie noch den legalen Weg und hoffen auf die Einsicht der Politiker. Vicente Pessoa: „Alles, was wir verlangen, ist unser gutes Recht. Wir wollen kein Geld und auch keinen Gefallen, schließlich sind wir schon immer hier und haben ein Recht auf das Land und ein menschenwürdiges Leben.“

Der alte Mann im Urwald: Hans Ertl - Abenteurer, Bergsteiger, Kameramann

„Hans Ertl ist ein böser Mann mit eiskalten Augen“, erzählen die Leute in Concepción. Ein aufbrausender, unberechenbarer Greis sei er, ein komischer Kauz, der sich mit allen, die es gut mit ihm meinten, zerstritten habe. Nun hause er einsam und verwahrlost auf seiner Farm Dolorida, wo scharfe Wachhunde angeblich jeden ungebetenen Gast in Stücke reißen. Schöne Aussichten für einen Besuch bei dem inzwischen 90jährigen Bayern, der in den 30er und 40er Jahren zu den bekanntesten Kameramännern in Deutschland zählte. Dem Mann mit der „entfesselten Kamera“ war kein Weg zu beschwerlich und kein Abenteuer zu gefährlich um an spektakuläre Bilder zu kommen. Nach dem Krieg hielt sich Ertl immer häufiger im Ausland auf, bevor er Mitte der 50er Jahre mit Frau Relly und seinen drei Töchtern nach Bolivien ging und in Deutschland in Vergessenheit geriet.

Hans Ertls Farm „Dolorida“ liegt mitten im tropischen Tiefland Boliviens, 35 Kilometer von Concepcion entfernt, nahe der brasilianischen Grenze. Eine heiße, feuchte, moskitoverseuchte Gegend, in der nur wenige Menschen leben. Undurchdringbarer Urwald und riesige Estancias von zigtausend Hektar prägen das Landschaftsbild. Der Bus, der dreimal täglich von Concepcion in die knapp 300 Kilometer entfernte Großstadt Santa Cruz fährt, braucht für die Strecke bis zur Dolorida eine Stunde. Von der Straße aus führt ein schmaler Pfad durch dichten Dschungel. Grillen und Sittiche machen ohrenbetäubenden Lärm, hungrige Mücken schwirren zu Hunderten um das Objekt ihrer Begierde und stechen selbst durch Hemd oder Bluse, die am verschwitzten Körper kleben. Ein handtellergroßer, blauer Schmetterling schwebt mit langsamen Flügelschlägen vorbei und lässt sich auf einem Haufen Pferdeäpfel nieder. Endlich lichtet sich der Wald und gibt die Sicht frei auf hügeliges Weideland, wo Rinder und Pferde grasen. An einer Lagune suhlt sich eine Horde Wasserscheine im Schlamm. Zwei Papageien flattern kreisend von einer Palme; von den bissigen Hunden bislang keine Spur.

Auf einer Anhöhe, mitten in dieser paradiesischen Idylle, steht Ertls Haus. Davor wartet der Verwalter Don Pablo und mustert mich misstrauisch von oben bis unten, während Hans Ertl mit geladenem Gewehr hinter dem Fliegengitter steht, wie er später verrät. Aus Angst vor der jüdischen Geheimpolizei, die ihn angeblich liquidieren will. Als er auf einen Stock gestützt aus der Tür schlurft, wirkt er wie ein Gespenst. Der grüne Armeeparker mit Deutschlandfahne und die Militärhose schlottern viel zu weit um seinen hageren, gebeugten Körper; der weiße Vollbart ist zerzaust, die wenigen Haare wehen wie Spinnweben im Wind. Der knochige Schädel ist mit Altersflecken, Äderchen und schorfigen Wunden übersät. Die wässrigen, blauen Augen haben Schwierigkeiten, mich zu erkennen, die fleischigen Ohren hören schlecht. Aber er freut sich über den unerwarteten Besuch und beginnt zu erzählen - ein einstündiger Monolog, kreuz und quer durch sein 90jähriges Leben, eine Reise in die Vergangenheit und in die deutsche Geschichte:

„Mein Vater wollte unbedingt, dass ich Diplom-Kaufmann werde, um später sein Geschäft zu übernehmen, aber ich hatte da überhaupt kein Interesse dran.“ Statt sich um sein Studium an der technischen Hochschule in München zu kümmern, zog es den jugendlichen Abenteurer mit seiner Leica-Kamera, die er vom Vater zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte, in die Berge. 1931 bezwang er als erster die Nordwände des Ortlers und der Königsspitze und veröffentlichte darüber eine Fotoreportage in der „Hamburger Illustrierten“. „Da ruft bei mir zu Hause der berühmte Regisseur Doktor Fanck an und fragt: ‘Haben Sie Lust, mit mir nach Grönland zu gehen?’ Ich wollte zwar eigentlich lieber in den Himalaya, aber Grönland klang ja auch nicht schlecht.“ Ertl ließ die Uni sausen und den Vater toben und setzte sich in den Zug nach Hamburg. Für ihn war es der Beginn einer steilen Karriere, die ihn in die entlegensten Ecken der Welt führen sollte.

Unter Arnold Fanck, dem Erfinder des Genres „Bergfilm“, erlernte er den Umgang mit der Kamera und agierte bei gefährlichen Szenen als Schauspieler. Beim Grönlandfilm „SOS Eisberg“ ließ er sich als Double von Leni Riefenstahl mit Perücke und Frauenkleidung von einem hundert Meter hohen Eisberg abseilen, was ihn beinahe das Leben kostete. Die Eiswand brach ab und Ertl stürzte ins Wasser. „Das ging endlos in die Tiefe und ich konnte nicht anständig schwimmen mit der Kleidung und den schweren Stiefeln.“ Hinter ihm war ein großes Stück Eis nachgebrochen und sauste Zentimeter entfernt an ihm vorbei, bevor es zum Stillstand kam und wieder nach oben trieb. „Ich war am Ertrinken und habe mich an dem Eisblock festgeklammert. Wie mit einem Lift wurde ich an die Wasseroberfläche transportiert und bekam endlich Luft.“ Hans Ertl schnauft atemlos, als würde er das Geschehen in diesem Moment nochmal erleben.

Kaum aus Grönland zurück, war er als Bergsteiger und Kameramann bei einer internationalen Himalaya-Expedition dabei und bestieg vier Gipfel über 7000 Meter.

„Ich habe auf der Höhe sogar noch gebumst. Natürlich keine Sexualakrobatik, sondern ganz stillen, sanften Sex.“ Ertl lehnt sich im Stuhl zurück und sinkt zusammen. „So viele Erinnerungen“, stöhnt er matt. „Du musst entschuldigen, aber mein Kopf ist so voll und alles kommt durcheinander.“ Es kostet ihm sichtlich Mühe, seine Gedanken zu ordnen, und in der Erinnerung vermischen sich Wunschtraum und Wirklichkeit. Alles klingt wie ein Roman und er ist der Held: der Frauenheld, der Held der Berge und der Held der Kamera. „Machen wir Schluss für heute, ich bin ausgepowert“, sagt der alte Mann und läßt ein Pferd satteln, das mich zurück zur Straße bringt.

Gut gelaunt erwartet er mich am nächsten Tag auf der Terrasse vor seinem Haus. An den Wänden hängen Jagdtrophäen, zentimeterdick mit Spinnweben überzogen: Ein halbes Dutzend Ziegenböcke, eine vier Meter lange Schlangenhaut und ein verblasster Alligator. „Der hat an der Lagune einen meiner Hunde angefallen, da musste ich ihn erschießen. Dann hab ich ihn in der Sonne getrocknet und jetzt hängt er hier.“ Hans Ertl grinst und bietet mir einen „Nonnenfuz“ an. Der klebrig-süße Baiser, der vermutlich schon seit Ewigkeiten in der rostigen Blechdose mit der Aufschrift „Fest ver-

schließen“ liegt, zerbröseln muffig im Mund. „Ich hab auch noch etwas Mate für Dich, sehr gesund“, sagt Ertl, schlurft ins Haus und kommt mit einem dreckverkrusteten Plastikbecher zurück. In der gelben Flüssigkeit, die abgestanden und unangenehm säuerlich riecht, schwimmen drei undefinierbare tote Insekten.

Mit ausholenden Gesten beginnt der 90jährige zu erzählen, von seinem Durchbruch als Kameramann bei der Olympiade 1936. „Ich bin ja eigens die Olympiaschanze in Garmisch-Patenkirchen runtergesprungen mit der Kamera vor der Brust um dem Publikum zu zeigen, was ein Skispringer in der Luft erlebt, während er da runtersegelt. Das war eine Sensation damals, als bekannt gegeben wurde, der Ertl springt mit der Kamera.“ In den Ohrkappen einer Mütze hatte Ertl für Panoramabilder eine kleine Robotkamera eingebaut, die er in der Manteltasche auslösen konnte. Mit seinen außergewöhnlichen Aufnahmen war „der Mann mit der entfesselten Kamera“ fortan der Star der „Wochenschau“ und wurde für den Olympiafilm der Sommerspiele unter der Regie von Leni Riefenstahl als Chefkameramann verpflichtet. Damit er die Turmspringer beim Eintauchen ins Schwimmbecken filmen konnten, konstruierte er einen Speziessessel und die erste Unterwasserkamera, die später von den Amerikanern kopiert wurde, wie er stolz bemerkt. „Ich habe ja auch den sogenannten Dreh-schwenk erfunden. Mit der Kamera in der Hand filmte ich Absprung und Flug der Turmspringer und bin dann mit ihnen ins Wasser eingetaucht. Das waren faszinierende Aufnahmen, wenn die vor mir so hochgurgelten.“

Das Publikum teilnehmen zu lassen und ganz nah an das Geschehen heranzuführen, darin sah Hans Ertl seine Aufgabe als Kameramann. Und genau das schätzten auch die Nationalsozialisten an ihm. 1939, kurz vor Ausbruch des Krieges - Ertl, inzwischen 31 Jahre alt, bereitete gerade seine zweite Chile-Expedition vor - lief er in Hamburg dem SS-Standartenführer Eberhard Fangauf in die Arme. „Der Fangauf war der Generalbeauftragte für alle Filmvorhaben, ein widerlicher Kerl. Hätte ich das Hotel eine Minute später verlassen, mein Leben wäre vielleicht ganz anders verlaufen.“ So aber geriet Hans Ertl in den Dienst der Nationalsozialisten. „Schau an, Sie wollen also nach Chile?“, schnauzte der SS-Mann ihn an, „Ihnen würde das Ehrenkleid des deutschen Soldaten aber auch gut stehen.“ In der Nacht wurden Ertl und sein Assistent Robert Dahlmeier von der SS abgeholt und zur infantristischen Grundausbildung nach Potsdam geschickt, bevor sie wieder mit der Kamera arbeiten durften und Ertl als Sonderberichterstatter an nahezu allen Fronten dabei war. Mit seiner eigenen „Bell&Howel“ - einer amerikanischen Kamera - denn das Material der Wehrmacht sei reinsten Mist und zu nichts zu gebrauchen gewesen.

Er drehte Propagandafilme mit Titeln wie „Glaube und Schönheit“, „Der Sinn des Lebens“ oder „Sieg im Westen“, dokumentierte Rommels Feldzüge in Afrika und Hitlers Besuch bei Mussolini in Italien. „Da kommt der Mussolini raus aus der Säulenhalle, direkt auf die Kamera zu, wird immer größer und größer und macht dann den Faschistengruß. Ich habe die Kamera mitgeschwenkt, unter seinem Arm durch, runter auf das Manö-

verfeld, wo die Soldaten aufmarschierten. Diese Aufnahmen waren damals in der Wochenschau der Knüller.“ Schwierigkeiten mit dem Propagandaministerium seien allerdings an der Tagesordnung gewesen, wenn die abgelieferten Auftragsarbeiten dem „obersten Filmgewaltigen“ Göbbels nicht gefielen. Gefordert war vor allem „arisches Menschenmaterial“: blonde BDM-Mädels bei Leibesübungen oder in der Küche, germanische Soldaten, die mit ihren durchtrainierten Körpern in eiskalte Fluten springen oder fröhliche Lieder singen. „Mahatma Propagandi haben wir Göbbels unter uns genannt“, erinnert sich Hans Ertl, der im Laufe des Krieges mit fast allen Nazi-Größen persönlich zu tun bekam. So war bei der Vorführung seines Films „Sieg im Westen“ über den Frankreichfeldzug auch Adolf Hitler anwesend. „Da hatte ich eine Szene gedreht, in der ein Soldat eine Kuh molk, während ein anderer den Schwanz der Kuh wie eine Wasserpumpe auf- und niederdrückte. Der Hitler hat gewiehert vor Lachen, der ist richtig mitgegangen.“ Für Hans Ertl war Hitler „ein sympathischer und kluger Mann“. Auch Erwin Rommel sei „ein Pfundskerl“ gewesen, Fröhhaufsteher wie er, mit einem weisen Lebensmotto: „Nie aufgeben, Ertl, hat er zu mir gesagt, höchstens ausweichen. Das ist bis heute mein Evangelium.“

Die unkritische Art, mit der der 90jährige Anekdoten und Geschichten aus dem Führerhauptquartier zum besten gibt, ist verwirrend. Hitler, Göbbels und Rommel, die die Nachkriegsgeneration nur aus Geschichtsbüchern kennt, erscheinen in seinen Erzählungen als ganz „normale Menschen“ mit Stärken und Schwächen. Obwohl Ertl zugibt, dass im Dritten Reich wie in allen totalitären Systemen „der Wurm drin gewesen“ und viel Unrecht geschehen sei, ist sein Bild vom Nationalsozialismus verzerrt. Andererseits wird dadurch zumindest ein wenig verständlich, wie sich ein ganzes Volk von einem Führer hat blenden lassen können. „Ich war vor allem von seiner Schlagfertigkeit fasziniert, die Reden vom Hitler sind wirklich doll gewesen.“

Hans Ertl räuspert sich und bittet mich ins Haus - „mein Allerheiligstes, das bekommen nur ganz wenige zu Gesicht.“ In der düsteren Wohnung herrscht ein heillooses Durcheinander. Auf dem Lehm Boden liegen Hunderte leerer Konservendosen und Pappkartons; Gasherde und Töpfe starren vor alten, angebackenen Essenresten. Im Schlafzimmer ein ungemachtes Feldbett mit zerschlissenen Wolldecken, zahllose Kisten mit Papieren und ein mit Büchern vollgestopftes Regal, auf denen Horden von Insekten ihre Spuren hinterlassen haben. An der Wand, unter einem Jaguarschädel, stehen zwei Gewehre. Vor ein paar Jahren, erzählt man in Concepción, habe die bolivianische Polizei ein riesiges Waffenlager bei ihm beschlagnahmt. „Alles Quatsch“, sagt der Alte. „Ich bin ein friedfertiger Mensch, der nur seine Ruhe haben will.“

Am nächsten Morgen ist Hans Ertl wie ausgewechselt. Feindselig starrt er mich an, knurrt mürrisch, gar nichts werde er mehr erzählen, ich wolle ihn ja doch nur betrügen. Er hätte geglaubt, hinter mir stünde eine finanzkräftige Redaktion, die ihm ein ordentliches Honorar zahlen würde, damit

er sich endlich wieder ein Auto kaufen könnte. „Aber du bist ja gar keine richtige Journalistin“, schimpft er böse und dreht sich um. Von diesem Stimmungswechsel völlig überrumpelt versuche ich ihn zu beruhigen. Schließlich lässt er sich erweichen und ich darf das Mikro einschalten: „Nach dem Krieg bekam ich einen Posten als Chef der Dokumentar- und Farbfilmabteilung bei der Bavaria angeboten. Doch obwohl ich nie in der Partei war, hatte ich beim politischen Screening Schwierigkeiten mit der Besatzern. Man warf mir vor, ich hätte die beste Propaganda für Hitler gemacht und damit den Krieg verlängert.“ Der alte Mann schüttelt verständnislos den Kopf und stampft seinen Gehstock trotzig auf den Boden. Bis heute fühlt er sich zu Unrecht verurteilt, um seinen Ruhm als Filmemacher betrogen. „Ich habe nie jemanden getötet, habe das Grauen im Krieg nur dokumentiert und es blieb mir doch damals nichts anderes übrig, als zu gehorchen.“

Der Job bei der Bavaria platzte und Hans Ertl zog wieder in die Fremde. 1950 bis 52 leitete er die deutsche Anden-Amazonas-Expedition, 1953 drehte er einen Film über die Erstbesteigung des Nanga Parbat im Himalaya durch Hermann Buhl unter der Leitung von Dr. Herrlichhofer. Aber die großen Erfolge von früher blieben aus und mit Herrlichhofer geriet er in einen Streit, der juristisch vor dem Münchener Landgericht mit einem Vergleich endete. Trotzdem fühlte Ertl sich um Geld und Ehrungen betrogen. Sein Groll hat sich auch im Alter noch nicht gelegt. „Das ist eine solche bodenlose Gemeinheit, wie man mich in Deutschland behandelt hat. Ich hab an die Bundesregierung geschrieben, aber diese feigen Schweine unternehmen nichts, damit ich zu meinem Recht komme“, schreit Ertl mit sich überschlagender Stimme. „Darum scheiß ich auch auf dieses Vaterland, weil es mich nicht in Schutz nimmt. Ich bin nur mit Dreck besudelt worden.“

Verbittert und enttäuscht nahm Ertl das Angebot der bolivianischen Regierung an, die Gebirgstruppen des südamerikanischen Landes auszubilden. 1955 ging er mit seinen beiden Töchtern Heidi und Monika im Urwald auf die Suche nach der sagenhaften Inka-Stadt Paititi. Nach größten Strapazen, bedroht von Giftschlangen und Feuerameisen, fand der „Spähtrupp in die Vergangenheit“ tatsächlich vom Urwald überwucherte Ruinen und Gebrauchsgegenstände aus der Inkazeit. Am Rio Cocharcas stieß die Expedition auf den bis dahin unbekanntes Indianerstamm der Sirinos. „Da fahr ich um eine Kurve rum und auf einmal springt ein Mädchen aus dem Wasser, splinternackt, grinst mich an und verschwindet wieder.“ Die Expedition schlug in der Nähe ein Lager auf und Hans Ertl verewigte die „nackten Wilden“, wie er sie nennt, in seinem Film „Hito Hito“. Wenige Jahre später waren die Sirinos ausgerottet. „Die wurden einfach abgeknallt, niedergemäht mit Maschinenpistolen, bis keiner mehr übrig war.“

Für seine Arbeit bekam Ertl von der bolivianischen Regierung den Verdienstorden 1. Klasse und das Dauerasylrecht dort. Aber wirklich glücklich sollte der Bayer am anderen Ende der Welt nicht werden. 1958 verstarb seine „geliebte erste Frau Relly“ in La Paz an Lungenkrebs, ein Jahr später hatte er einen schweren Autounfall, bei dem sein gesamtes Filmmaterial vernichtet

wurde. Ertl stand, nahezu mittellos, vor dem Nichts. Er hängte die Filmei an den Nagel, verkaufte seine gesamte Ausrüstung und zog sich mit seiner zweiten Frau Burgl ins bolivianische Tiefland zurück. Vom Franziskanerkonvent in Concepción bekam er ein Gelände im Urwald geschenkt, wo er mit eigenen Händen ein Stück Deutschland schuf. Abgeschieden lebten Ertl und seine Frau von ihrer Rinderzucht; der Kontakt mit der Außenwelt blieb auf wenige Besuche in Concepción beschränkt. Vier Stunden war Ertl damals mit dem Jeep oder Unimog unterwegs und der Weg war auch nur in der Trockenzeit passierbar. Seine Frau Burgl litt mit den Jahren immer stärker unter der Einsamkeit. Sie zog sich völlig zurück, hatte Angst vor Menschen, scheute jeden Kontakt. Vor 12 Jahren ging sie krank und gebrochen nach Deutschland zurück. Seitdem lebt Hans Ertl allein.

„Aber der schwerste Schicksalsschlag war für mich, als die Monika umgebracht wurde.“ Der alte Mann ist kaum zu verstehen und seine Stimme klingt traurig und gebrochen, als er von seiner ältesten Tochter erzählt. Seine Lieblingstochter, die eigentlich ein Junge werden sollte und reiten und schießen konnte wie ein Mann. Ihr habe in ihrer Ehe die Liebe gefehlt, ist Ertl überzeugt, deshalb habe sie sich einer militanten Befreiungsorganisation angeschlossen. Für die bolivianische Regierung war Monika Ertl die Hauptverdächtige beim Attentat auf den Generalkonsul und früheren Geheimdienstchef Quintanilla 1972 in Hamburg. Im Mai 1973 wurde sie von der bolivianischen Polizei erschossen. „Die Monika war eben sehr fanatisch und kompromisslos. Ach Mocklchen, vorbei, vorbei,... in der Ewigkeit treffen wir uns wieder.“ Hans Ertl wedelt mit der Hand, als wolle er den Gedanken an seine tote Tochter verscheuchen, und versinkt in Schweigen.

Der Tag geht zur Neige, die Abendsonne taucht die Dolorida in warmes, goldgelbes Licht. Der Verwalter, Don Pablo, und sein 16jähriger Gehilfe Maximo treiben die Kühe auf die Koppel. Hans Ertl lächelt müde: „Das ist immer herrlich, abends, wenn die Rinder nach Hause traben mit ihren hoherhobenen Schwänzen, und da drüben an der Lagune die weißen Vögel, vollgefressen mit Rinderzecken, und dort die Wasserschweine, die sich noch in der letzten Sonne wärmen. Das ist mein Leben hier.“

Den 90jährigen heute politisch einzuschätzen, ist unmöglich, dafür ist sein Geist zu verwirrt, sind seine Standpunkte zu konträr. Er wirkt allerdings nicht wie ein verbogter Nazi, einer jener Unverbesserlichen, die auch heute noch nach einem „Führer“ rufen. Obwohl er sagt, dass er zur Zeit mit der DVU sympathisiert, weil die „mit den Bonzen aufräumen will“ und ihm wöchentlich ein Exemplar der „Deutschen Volkzeitung“ schickt. Keinen Atemzug später erklärt er jedoch den „Spiegel“ zur wichtigsten deutschen Zeitschrift - für ihn ein Zeichen, dass die Demokratie funktioniert, „weil dort tüchtige Reporter arbeiten, die den Politikern auf den Zahn fühlen.“

Hans Ertl ist ein widersprüchlicher, ein schwieriger Mensch; einer, der nicht so leicht aufgibt und keine Kompromisse macht. Ein Exzentriker und ein alter Grantler, der kaum noch Freunde hat und sich die Solidarität seiner Lohnar-

beiter mit Bier erkauft. Launenhaft wie eine alte Diva zehrt er vom Ruhm vergangener Zeiten, verbittert, dass man ihn und sein Werk vergessen hat. Einsam, alt und gebrechlich lebt er in seiner Welt - eine Welt, die er sich so geschaffen hat. „Manchmal betrinkt er sich abends alleine in seinem Haus“, sagt Maximo. „Dann singt er laut und tanzt mit seinem Gehstock durch das Zimmer.“ Ab und zu, wenn neugierige Touristen auf der Dolorida vorbeischauen, blüht er für kurze Zeit auf, zeigt seine Bücher, erzählt die immergleichen Geschichten und verrät das Geheimnis seines Alters - „Ginseng und Magnesiummilch sind meine Lebenselixiere.“

Das Jahr 2000 möchte er mindestens noch erleben und „französischen Schaumwein“ aus dem Silberpokal trinken, den er in Como für seine Filmarbeit überreicht bekam. Seine letzte Ruhestätte hat er trotzdem schon vor Jahren geschaufelt und ausgemauert. Regelmäßig befreit er Schlangen und Kröten aus dem Grab, das auf einem Hügel mit Blick über sein Anwesen liegt. Davor stehen zwei Araukarien, weil die ihn an deutsche Tannen erinnern. „Es ist für mich beruhigend zu wissen, wo ich eines Tages einmal für immer ausruhen werde, das gibt mir eine innere Sicherheit. Hier hab ich auf eigenem Boden mein Grab und da ist Heimaterde drin, ich kann da schlummern bis in die Ewigkeit. Amen.“ Zwei Mücken landen auf seiner faltigen Stirn und zapfen ihm seelenruhig Blut ab, ohne dass er es bemerkt. Hans Ertl rezitiert ein letztes Gedicht, eines von Dutzenden, die er in den letzten Jahren verfasst hat:

„Mein Grab im Urwald ist gegraben, meine Tage sind vom Schicksal gezählt.

Ich habe keine Fragen mehr an diese verrückte Welt.

Das Tröstliche ist zu wissen, dass auch Ganoven krepieren müssen,
wenn der Tod sein Urteil fällt.

Verrecken soll jedes dreckige Schwein zusammen mit seiner Brut,

Wer Greise schikaniert, infam und gemein, hat nur noch Jauche im Körper statt Wärme und Blut.“

Encuentros bolivianos - Bolivianische Begegnungen

Klaus aus Münster, der mich auf der Plaza von Santa Cruz um eine Zigarette anhaut, ist ein ziemlich durchgekiffter Typ. Ein Freak, Ende 30, mit nervösem Kopfschmerz und flatternden Händen. Vor fast 20 Jahren hat Klaus dem Münsterland den Rücken gekehrt und reist seitdem durch die Welt, war lange Zeit in Kathmandu, hat eine Tochter in Brasilien und schlägt sich mit Gelegenheitsjobs durch's Leben. Viel braucht er nicht; Hauptsache es gibt genügend gutes Gras und einen Platz zum Schlafen. „Drüben in der Pizzeria sitzt der Heini Lutz, das ist auch ein Deutscher, den solltest du unbedingt kennenlernen“, sagt Klaus. „Über den hat letztens sogar der Spiegel berichtet.“

In der Pizzeria begrüßt uns ein untersetzter, kahlköpfiger Mann um die 50 mit fleischigem Gesicht. „Heinrich Lutz, Nationaldemokrat und Arbeiter der Stirn und Faust“, stellt er sich mit dröhnender Stimme vor. „Jetzt habt ihr ja

die Macht in Deutschland, ihr Sozis und ihr Grünen, und müsst zeigen, dass ihr es besser könnt“, blafft er mich an. Mein Versuch, direkt auf den Punkt, also den Bericht im „Spiegel“, zu kommen, scheitert kläglich. Heinrich Lutz - „nenn mich Heiner“ - lässt sich nicht darauf ein und wettet stattdessen mit rollendem R gegen die „christlich-jüdische Kapitalgesellschaft“, die seiner Meinung nach den deutschen Karren gründlich in den Dreck gefahren habe. Um das Gesagte noch zu unterstreichen, sticht er mit seinem Zeigefinger ständig schmerzhaft in meinen Oberarm. Klaus aus Münster grinst nur dämlich, wenn er nicht gerade sagt: „Gisela, du bist echt die Schärfste“ oder „Der Heini ist ein Guter, der ist voll in Ordnung.“

Heinrich Lutz, Ex-Mitglied der NPD, stammt aus Bayern und lebt seit acht Jahren als Bauunternehmer in Santa Cruz, weil ihm das „Klima“ in Deutschland nicht mehr behagte. Eigentlich hatte er vor, nach Paraguay auszuwandern, aber seit der Strössner nicht mehr an der Macht sei, habe sich dort vieles geändert. „Jau“, nickt Klaus, „unter Strössner, das war’n geile Zeiten.“ Irgendwann im Laufe der nächsten zwei Stunden - eine Diskussion über 1918 konnte gerade noch abgewendet werden - erzählt Heinrich Lutz endlich, was es mit der Spiegelgeschichte auf sich hat. „Du kannst drei Tage umsonst in einem meiner Appartements wohnen, topmodern, mit Swimmingpool, und die Unterlagen durchsehen. Ich habe kistenweise Beweise.“ Beweise über das illegale Treiben eines deutschen V-Mannes des BKA, der in Peru und Bolivien unschuldige Menschen als mutmaßliche Terroristen ins Gefängnis gebracht hat und in Drogengeschäfte verwickelt war. „Ein widerlicher Typ“, dem Lutz unbedingt mit Hilfe der Presse das Handwerk legen will. Zwar haben der Spiegel und die Süddeutsche Zeitung bereits über den Fall berichtet, aber ohne Lutz, den Ex-NPD’ler, als Informanten zu nennen. Auch der Bundesregierung habe er eine Zusammenarbeit angeboten, bislang ohne Reaktion, und jetzt schlägt er mir vor, darüber ein Buch zu schreiben. „Du kannst das Geld auch behalten, ich will nur, dass Gerechtigkeit herrscht.“ Ich verspreche es mir zu überlegen und verlasse ziemlich durcheinander das Lokal.

Sven ist 20 und stammt aus einem kleinen Dorf in der Eifel. Ein schüchternen, noch etwas unfertiger Junge mit weichen Gesichtszügen, der sich nach „Liebe und Vertrauen“ sehnt. Die letzten 15 Monate hat er als Zivildienstleistender bei irgendeiner deutschen kirchlichen Organisation in Sucre gearbeitet und viele Illusionen verloren. „Einmal war eine Delegation aus Deutschland zu Besuch, die hatten überhaupt keinen Plan. Die haben ein paar Häkelpüppchen in die Hand gedrückt bekommen und waren zufrieden.“ Uneffektiv und dilettantisch sei das Projekt gewesen, schimpft Sven, der sich gerne mit wohlklingenden Fremdwörtern ausdrückt und dabei manches Mal danebenlangt. Misslungen ist auch sein Versuch „zusammen mit den Indianern auf dem Campo zu leben“, quasi selbst zum Indianer zu werden. „Das ist einfach ‘ne ganz andere Kultur, da steht man außen vor und kommt nicht rein. Die Leute sind total verschlossen.“

Zusammen mit seinem Freund Carsten, einem 25jährigen Sauerländer, der mit 17 in die Hafenstraße abgehauen ist und sich jetzt bei fast allen Filmhochschulen der Welt bewirbt, hat Sven in Sucre das Koksen angefangen.

„Hätte ich vor zwei Jahren auch nicht gedacht, dass ich das mal machen würde“, grinst der Junge, während er auf dem Küchentisch mit einer Spielkarte das weiße Pulver zerkleinert, spürbar aufgereggt und hektisch atmend. „Das Zeug macht mich ganz hibbelig, der pure Wahnsinn, wie das glitzert. Aber in Deutschland hör ich damit auf, ist viel zu teuer.“ Zurück in Deutschland will Sven studieren, irgendwas mit Kommunikation, am liebsten Werbung. Als ich ihm erzähle, dass, wie man so höre, gerade in der Werbebranche viel gekokst werde, schaut er mich entsetzt an und wischt sich die Kokainreste von der Nase.

Früher einmal war José Calderón Pilot und flog mit kleinen Cessnas von Cochabamba nach Santa Cruz über den weiten bolivianischen Urwald. Bis ihm sein Beruf zum Verhängnis wurde. „Eines Tages hat mir jemand gesagt, du bekommst für einen Transport soundsoviel Geld, und es war eine Menge Kohle. Ich habe jedenfalls nur das Geld gesehen und nicht an die Folgen gedacht oder dass ich etwas Illegales tue.“ Mit 500 Kilo Kokain an Bord wurde der Pilot vor zehn Jahren von der Polizei erwischt und sitzt seitdem im Gefängnis San Pedro. Der rund 100 Jahre alte Bau, umgeben von einer hohen Adobemauer, steht mitten in La Paz und nimmt einen ganzen Straßblock im Quadrat ein. Am Eingang kontrollieren drei Polizisten Taschen und Personalien der Besucher. Hinter dem Eisengitter drängeln sich Dutzende Männer und bieten ihre Dienste an. Für einen Boliviano machen sich die „Taxis“ auf die Suche nach Gefangenen.

Von innen ist San Pedro ein Labyrinth - eine Stadt in der Stadt mit Kiosken, Fußballplatz, Marktfrauen, Coca-Cola-Werbung an den rissigen Wänden und Dutzenden kleiner Garküchen und Restaurants, in denen das Mittagessen eine Mark und der Mate 25 Pfennig kostet. Schmale Durchgänge, muffige Tunnel und steile Treppen trennen die fünf verschiedenen barrios - Knastviertel, in denen 1400 Männer leben. Konstruiert ist der Bau für 400. Kindergeschrei hallt aus den Innenhöfen, in einem schmutzigen Wasserbecken planschen vier Jungen. Rund 60 Kinder wohnen mit ihren Vätern in San Pedro, weil sich ihre Mütter aus dem Staub gemacht haben oder nicht für den Nachwuchs sorgen können.

Ein Drittel der Häftlinge sitzt wegen Drogen, der Rest wegen Betrug, Diebstahl, Raub, Vergewaltigung oder Mord. Viele warten über Jahre auf ihren Prozess, manchmal länger, als ihre Haftstrafe dauert, oder sie bleiben hinter Gittern, weil sie die Anwaltshonorare nicht bezahlen können. Zwei der Häftlinge führen für 30 Bolivianos auf englisch und spanisch Touristen durch den Knast, um sich damit die nötigen 10.000 Dollar für einen korrupten Richter zu verdienen. Die Zellen sind winzig und müssen von reicheren Gefangenen gemietet oder vom Vorgänger gekauft werden. Der Kaufpreis liegt zwischen 200 und 5000 Dollar, je nach Ausstattung und Lage. „In Los Postres, wo die richtig dicken Fische sitzen, haben die Zellen sogar ein eigenes Bad und Zimmerservice“, erzählt José Calderón, während wir bei Mauro, dem Goldschmied, auf dem Bett hocken. Über wackelige Hühnerleitern gelangt man in das Kämmerchen im 3. Stock, das zum Stehen viel zu niedrig ist. Mauro bastelt aus alten Blechdosen Spielzeug-Last-

wagen und fertigt auf Anfrage Silberringe mit winzigen andinen Motiven, kleinen Lamas oder Balsabooten, für 5 Mark das Stück. Ein bisschen Geld erleichtert das Leben hinter den Mauern erheblich. „Wer Knete hat, kann sich sogar den Pizzaservice oder Prostituierte ans Eingangsgitter bestellen“, meint der ehemalige Pilot. „Außerdem ist es von Nutzen, falls man einen Beamten bestechen muss.“

Wärter oder Schließer gibt es in dem Gefängnis nicht; die Häftlinge sichern ihre Zellen selbst mit schweren Vorhängeschlössern. Nach neun Uhr abends, wenn die Polizisten am Eingang Feierabend haben, bleiben die Männer von San Pedro sich selbst überlassen. Viel Gewalt gebe es trotzdem nicht, sagt Calderón, die Atmosphäre im Knast sei „tranquilo no más“ - ganz entspannt. Im Januar wird der 42jährige wegen guter Führung vorzeitig auf Bewährung entlassen. Draußen will er ein Restaurant eröffnen und ein neues Leben beginnen. „Man muss sich ändern, ein anderer Mensch werden, als man vorher war. Ich war damals ein Luftikus, nichts war mir wichtig, aber hier drinnen lernt man die Dinge zu schätzen, Freundschaften, die Familie und auch sich selbst, und das ist viel wert.“

„Hey, Valderrama“, begrüßen die Schuhputzerjungen vor dem Postgebäude Susanne Gesell aus Aachen. Die 19jährige mit blonden Dreadlocks wie der kolumbianische Fußballstar arbeitet seit drei Monaten als Freiwillige für die Fundación Arcoiris. Die „Stiftung Regenbogen“, 1994 von dem deutschen Pfarrer José Neuenhofer gegründet, betreut rund 1000 Straßenkinder in La Paz. „Am Anfang war ich überrascht, wie leicht ich mit den Jungs und Mädchen in Kontakt kam, aber je länger ich da bin, desto klarer wird mir, wie wenig ich letztendlich ausrichten kann in dem einem Jahr“, sagt Susanne, die jeden Tag von neun bis sieben durch die Innenstadt läuft. Sie redet mit den Kindern, begleitet sie zum Arzt, macht Familienbesuche. Vor allem aber sammelt sie Geld ein für die „Kindersparkasse“, eine Initiative in Zusammenarbeit mit einer bolivianischen Bank, die Konten für die Straßenkinder eingerichtet hat, damit sie ihr Geld zinsbringend anlegen können und so den Wert des Geldes schätzen lernen. Oft sind es nur drei oder fünf Bolivianos, weniger als 2 Mark, die in Susannes rosa Plastiksparschwein wandern und von ihr einmal wöchentlich in einer mehrstündigen Banktransaktion auf über hundert Konten eingezahlt werden.

Rolando Mamani will mit dem Geld, das er in den letzten Monaten zusammengespart hat, Studiengebühren und Lehrbücher bezahlen. Seit zehn Jahren arbeitet der 21jährige vormittags als Schuhputzer vor der San Francisco Kirche, nachmittags ging er zur Schule und baute vor einem Jahr das Abitur. Rund 13 Mark verdient Rolando Mamani am Tag, mehr als ein bolivianischer Lehrer. „Wer gut putzt, wird auch gut bezahlt“, murmelt er lakonisch. Sein Gesicht ist, wie bei den meisten Schuhputzern, dick mit Schal und Mütze ver mummt. „Der Job ist nicht besonders gut angesehen, deswegen möchte ich nicht erkannt werden“, sagt Ronaldo, der Psychologie studieren und später einmal richtig Karriere machen will.

Schätzungsweise 30.000 Kinder arbeiten in La Paz als Schuhputzer, Busausrufer, Süßigkeitenverkäufer oder Autowäscher, weil sie einen Beitrag zum

Familieneinkommen leisten müssen. Weitere 6000 Kinder leben auf der Straße, verwaist und völlig auf sich gestellt. Die meisten haben keinen Namen, keine Identität, nur ein geschätztes Alter. Nachts schlafen sie dicht aneinandergedrängt in Hauseingängen oder unter Brücken. „Viele schnüffeln Kleber oder ziehen sich mit einem Gemisch aus reinem Industrialkohol und Fruchtsaft die Birne zu“, erzählt Susanne. „Oft prügeln sie sich auch oder rauben sich gegenseitig aus, aber irgendwie schlagen sie sich immer durch.“

Es sei nicht leicht die Kinder von der Straße zu holen, sagt Susannes Kollege Markus Gewalt, der älteren Straßenkindern Arbeit oder Ausbildungsplätze besorgt. „Eine Sisyphusarbeit“, stöhnt der 30jährige Student aus Reutlingen, der sein zweites Praxissemester Sozialarbeit bei der Fundación Arcoiris ableistet. „Die Kids sind total unselbstständig und unzuverlässig. In der Regel sind sie zwei Wochen begeistert von dem neuen Job und geben dann wieder auf.“ Denn so trostlos, wie das Leben auf der Straße erscheint, sei es für die Kinder und Jugendlichen keineswegs. Die Straße bedeutet Freiheit und Abenteuer, es ist viel los, sie können ihre Arbeitszeiten selbst bestimmen und machen, was sie wollen. „In irgendeiner Werkstatt müssen sie von 8 bis 18 Uhr ranklotzen, haben vielleicht noch einen furchtbaren Chef oder miese Arbeitsbedingungen und verdienen auch noch weniger als auf der Straße. Da ist es verständlich, dass viele nach kurzer Zeit kneifen.“